



Sechs Filmstills aus der Arbeit „Maria Lassnig Kantate“, 1992, 35 mm, 8 min

## Trotz des Lebens lächeln: Das Filmwerk der **Maria Lassnig**

Genüsslich stopft sich das pummelige Zeichentrickfräulein mit kleinen Küchlein voll und singt, dass sie wegen der Männer so viel esse. Die hätten sie bisher nur ausgesaugt, da könne man auch gleich fett und alleine bleiben. Der einleuchtende Refrain, mit dem sie für ihre Botschaft wirbt, geht so: „As long as you eat, you do not die.“ Solange man isst, stirbt man nicht.

Nein, diese Szene stammt nicht von einem Disney-Zeichner, der seinerzeit zu viele Joints geraucht hat, sondern aus dem Film „Palmistry“ (1973) von Maria Lassnig. Würde nicht kurz danach ein kahler, verformter Leib ins Bild kommen, der aussieht, als sei seine Haut abgezogen und an zwei Nägeln aufgespannt worden, käme man nie auf die Idee, dass es sich bei der Filmemacherin um die Malerin der berühmten „Körpergefühlbilder“ handelt. Doch dann stößt die Kopfgestalt zwei Wildkatzenschreie aus, die absonderlich niedlich klingen, und man fragt sich wieder: die Lassnig, wirklich?

Die Österreicherin begann Filme wie „Palmistry“ nach einem Zeichentrickkurs zu machen, den sie Anfang der 70er-Jahre an der School of Visual Arts in New York belegte. Zehn verspielte Arbeiten entstanden in der Zeit zwischen 1970 und 1976, jeweils zwischen vier und 15 Minuten lang, reklamieren sie die Gattung Animation für die Kunst. 1992 legte die Malerin noch mal mit „Kantate“ nach, einer Art autobiografisches Minimusical, für das sie, schrecklich singend, ihr Leben Revue passieren lässt, sich für jede Station in ein neues absurdes Kostüm wirft – Punk, Vamp, Freiheitsstatue – und trotzdem souverän rüberkommt.

Schon die Zuschauer der Venedig-Biennale von 1980, die Lassnig berühmt gemacht hat, wussten diese Ar-

beiten zu schätzen und verbrachten mehr Zeit in der Filmlounge als vor den Leinwänden, erzählte die 90-Jährige kürzlich in einem Interview. Trotzdem wurden die Filme größtenteils vergessen. Dass die Edition Index sie jetzt auf einer DVD zugänglich macht, ist ein Glücksfall.

Der Ton, den Lassnig hier anstimmt, mischt leichtfüßigen Humor und ein Bewusstsein der eigenen Traumatisierung. Er eröffnet einen abseitigen Blick auf die Welt; der immer unterhaltsamer, anrührender und plausibler wird, je länger man zuschaut.

Bei der Arbeit an ihren Filmen habe es ihr Freude gemacht, „einfache, lang aufgestaute Wahrheiten herauszuposaunen“, hat Lassnig gesagt. Es sind die Wahrheiten einer damals ungefähr 50-jährigen feministischen Malerin, die wusste, dass bestimmte Züge abgefahren waren. In „Art Education“ (1976) etwa fragt Michelangelos Adam seinen Schöpfer in der Sixtinischen Kapelle, warum er ihn nicht als Frau erschaffen habe – auch der Rest des Films macht deutlich, dass die Machoattitüde, mit der Kunstgeschichte geschrieben wird, nicht von heute auf morgen verschwinden wird. Im sehr viel privateren „Couples“ (1972) erfährt man von der grundsätzlichen Unmöglichkeit, glücklich als Paar zusammenzukommen, und in „Selfportrait“ (1971) von der ebenso grundsätzlichen Möglichkeit, der Welt auch nach einer schier unendlichen Reihe von Enttäuschungen mit Liebe gegenüberzutreten.

Letztlich geht Lassnig also auch hier den Lebensschmerz, den sie empfindet, geradeheraus an. Doch während sie sich in ihren „Körpergefühlbildern“ auf das Getriebene und Verstümmelte konzentriert, setzt sie in ihren Zeichentrickfilmen für sechs kurze Jahre ein schrulliges Buddha-Lächeln auf. Dieses Lächeln ist ein echtes Geschenk. *Daniel Schreiber*

Maria Lassnig: „Animation Films“. DVD ohne Regionalcode, 28,80 Euro, erhältlich unter: [www.index-dvd.at](http://www.index-dvd.at)

